

Von der Soforthilfe zur langfristigen Ernährungssicherung: Ein Beispiel aus Äthiopien



Man erinnert sich: Als in den Achtziger Jahren eine verheerende Dürre über Äthiopien hereinbrach, war dies eine der größten Hungerkatastrophen der letzten Jahrzehnte. Das kommunistische Regime unter Präsident Mengisto befürchtete, unfeine Bilder eifriger Fotografen aus Europa oder Amerika könnten den Erfolg des äthiopischen Sozialismus kompromittieren und verhängte ein Einreiseverbot für Journalisten.

Jakob Akol von der Hilfsorganisation World Vision kümmerte dies wenig, wollte er die Hungerkatastrophe doch ans Tageslicht der Weltöffentlichkeit bringen. Ihm gelang es, Michael Burke vom BBC samt seiner Filmkamera in das Antsokia-Tal 300 km nördlich der Hauptstadt Addis Abeba zu schmuggeln. Die ersten Fernsehbilder von ausgezehrt, halb verhungerten Männern, Frauen und Kindern – Opfern einer viel zu lang anhaltenden Trockenperiode, gingen damals um die Welt und zogen weitere Hilfsorganisationen und Berichtersteller an.

Wegen der kommunistischen Herrschaft in Äthiopien zierten sich westliche Politiker zunächst, die dringend benötigte Hilfe zuzusagen – bis Präsident Ronald Reagan das Wort prägte: „Ein hungerndes Kind kennt keine Politik.“ Eine Welle der Hilfsbereitschaft rollte heran. Hierzulande veranstalteten die Hilfswerke einen Tag für Afrika, und die Deutschen zeigten sich großzügig wie selten.

Heute, da ähnliche Bilder um die Welt gehen – diesmal aus dem Südsudan, wo nach Auskunft des Welternährungsprogramms gegenwärtig zweieinhalb Millionen Menschen akut gefährdet sind, – mag man schon gar nicht mehr hinschauen. Hat das denn gar kein Ende? fragen sich manche. Lassen sich solche Hungerkatastrophen nicht vermeiden? Kommt die Hilfe an oder wird sie von korrupten Kriegsherren abgezweigt? Kann man das Hungerloch überhaupt stopfen? Und wer sich dennoch zum Spenden entschließt, will wissen, ob die bereits erfolgte und noch zu leistende Hilfe auch über die unmittelbare Notsituation hinaus Wirkung erzielt. Genügt es, den Hunger zu stillen, oder muß nicht über den Tag hinaus für eine bessere Zukunft geplant werden?

In Äthiopien, vor mehr als einem Jahrzehnt, stellten sich Jakob Akol und World Vision ähnliche Fragen und suchten nach angemessenen Antworten. Was mit Katastrophenhilfe begann, ging in den Folgejahren in einzelne Projekte der Entwicklungs-Zusammenarbeit über. Im Antsokia-Tal entstanden insgesamt sieben Dorfentwicklungsprojekte, die von World Vision Deutschland unterstützt und im

Rahmen von Kinderpatenschaftsprogrammen finanziert wurden. Neben der Fürsorge für die Jungen und Mädchen und deren Familien beinhalteten die Programme auch diverse Maßnahmen zur Ernährungssicherung, zur Steigerung landwirtschaftlicher Erträge und zur Verbesserung der Infrastruktur.

Später ging man dazu über, die verschiedenen Projekte zu einem sogenannten Regionalprojekt (Area Development Programme) zusammenzufassen, nicht nur, um die Verwaltung zu verschlanken, sondern auch, um die verschiedenen Maßnahmen besser koordinieren, langfristiger planen und sinnvoller aufeinander abstimmen zu können. Wurde etwa in einem Teil der Region ein Ertragsüberschuß produziert, so galt es, einen regionalen Markt zu entwickeln, auf dem die Erzeugnisse angeboten und nachgefragt werden konnten. Ziel sollte nicht nur die „Nothilfe“ und die viel bemühte „Hilfe zur Selbsthilfe“ sein, sondern eine dauerhafte Verbesserung der Lebensgrundlagen und Lebensverhältnisse der Menschen im Antsokia-Tal. Es sollte eine „nachhaltige“ Zukunft für die heranwachsende Generation aufgebaut werden.

Von den europäischen Nothelfern wollte jedoch kaum jemand länger als ein paar Monate unter den „ungebildeten“ und „rückständigen“ Kleinbauern in dieser unwirtlichen Region ohne Straßen und ohne fließendes Wasser und elektrischen Strom bleiben. Also waren es vor allem Äthiopier aus der Hauptstadt, gut geschulte Fachleute, die – oft monatelang von ihren Familien getrennt – die Entwicklungsarbeit vorantrieben.

Bei der Analyse der Hungerkatastrophe stieß man auf das Problem der seit Jahren, vielleicht seit Jahrzehnten, abnehmenden Fruchtbarkeit des Bodens. Vor allem der ungebremste Holzeinschlag zur Brennstoffgewinnung war ein Problem. Ungeeignete Bodenbearbeitung kam hinzu. Dem Fortschreiten der Bodenerosion und den damit immer schlechter werdenden landwirtschaftlichen Bedingungen, die zu immer geringeren Ernteerträgen führten, wollten die Verantwortlichen endlich Einhalt gebieten. Daher waren groß angelegte Umweltschutz-Programme notwendig, in deren Rahmen mehrere Baumschulen entstanden.

Jährlich rund 1,3 Millionen Setzlinge in Form von Obstbäumen oder Feldgehölzen haben inzwischen die Landschaft erheblich verändert, ließen sie wieder „grün“ werden. Bäume ziehen den Regen an und sind außerdem ein Schutz gegen die verheerenden Sturzbäche, die Rinnsale in reißende

Flüssen verwandeln und die den Boden nicht bewässern, sondern nur verwüestet zurücklassen. Auch mehr als 200 km angelegter Terrassen haben dazu beigetragen, die Bodenerosion einzudämmen.

Obwohl die Landwirtschaft nahezu ausschließlich auf Mais, Hirse und der grasartigen Getreideart Teff basierte, sind durch die gezielten Maßnahmen inzwischen auch Avocados, Papayas, Zitrusfrüchte, Mangos und Äpfel verbreitet. Der Kaffeestrauch, der von Äthiopien aus die Welt eroberte, ist im Antsokia-Tal erst in den letzten Jahren eingeführt worden. Neue Sorten von Bohnen und Erbsen dienen als stickstoffbindende Zwischenfrüchte dem Bodenschutz und der Ertragsstabilität.

Das Aufforstungsgebiet von über 1000 Hektar bedeutet aufkeimende Hoffnung für die Bauern und ihre Familien. Die schnell wachsenden Eukalyptus-Bäume verbrauchen zwar viel Wasser, stellen aber eine zusätzliche Einnahmequelle dar.

Zur Landwirtschaftsschulung gehören auch Schädlingsbekämpfung, Pflanzenkrankheiten sowie Gemüse- und Gartenbau sowie das Experimentieren mit dürreresistenten und ertragreicheren Getreidearten. Nach dem Prinzip des Rotationskredits werden Tausende von Farmwerkzeugen und Hunderte von Ochsen, Milchkühen, Schafen und Ziegen verteilt. Sobald es den Familien möglich ist, bringen sie Nachkommen der ihnen überlassenen Nutztiere in das Programm ein, damit andere Familien davon profitieren können. So helfen sie sich gegenseitig.

Mit neuen Anbaumethoden kamen auch andere Ideen ins Dorf: neue Kochgewohnheiten, eine energiesparende Kochstelle, die Erfahrungen mit Hygiene, Impfungen und Gesundheitserziehung, der Sinn einer Schulbildung und die Vorzüge eines lebhaften Handels. Sogar eine Straße und eine Brücke über den Fluß wurden gebaut und somit der Anschluß an die große Straße geschaffen, die nach Addis führt. Die rund 20 000 Bewohner dieser Projektregion sind nicht länger von der Außenwelt abgeschnitten.

Für Bauer Balaneh Bogale und seine Familie mit zwei Töchtern sind Elektrizität aus der Steckdose und warmes Wasser aus dem häuslichen Hahn kein Thema. Aber auch ohne diese für europäische Verhältnisse scheinbar so unverzichtbaren Kleinigkeiten ist er stolz auf das Erreichte. Für den

westlichen Besucher ein Bruch im harmonischen Szenario, blinkt das verzinkte Blechdach geradezu aufdringlich durch das Blattwerk. „In der Regenzeit wasserdicht, praktisch wartungsfrei für viele Jahre und vor allem keine Ameisen mehr“, zählt der Landwirt die Vorteile seines neuen Dachs zufrieden auf. Hinter der für lokale Verhältnisse geräumigen Hütte steht ein neues Betonsilo für fünf Tonnen Getreide, daneben ein baufälliger Verschlag als Stall für die Kuh und die Handvoll Ziegen. Aber der soll bald erneuert werden. Das Geld von den Papaya müßte bald kommen.

Bauer Bogale hat seine Landwirtschaft, ausgedrückt in einem europäischen Fachwort, *diversifiziert*. Die Kurse im Rahmen des Regionalprojekts Antsokia über Aufforstung, Gartenbau oder Obstplantagen haben ihn fasziniert. Daß er in diesem Rahmen auch ein wenig lesen, schreiben und rechnen gelernt hat, ist auch nicht zu verachten. Aber das Geld bringen eigentlich die Kulturpflanzen. Kostenlose Setzlinge aus der von World Vision finanzierten Baumschule haben den Start erleichtert. Heute verkauft Bauer Bogale regelmäßig Papaya, Mango, Kaffee und Zitrusfrüchte auf dem Markt. Auch die vor drei Jahren gepflanzten Eukalyptussetzlinge wurden zum Teil schon eingeschlagen und als Bauholz verkauft. Zudem hat Bauer Bogale sein Blechdach bezahlt, das Silo ist gut gefüllt und auf der Bank liegen zwei durchschnittliche Jahreseinkommen als Ersparnis. Nein, daß einer aus der Verwandtschaft vorher Geld auf der Bank hatte, auch daran kann sich der dynamische Vierzigjährige nicht erinnern. Aber solange läuft hier die Regionalentwicklung ja auch noch nicht.

Zugegeben: Reich sind die Bauernfamilien im Tal von Antsokia nicht – legt man westliche Maßstäbe an. Lebensstandard und Einkünfte sind immer noch bescheiden. Armut ist hier kein Fremdwort. Dennoch: Die Scham über die Erinnerung an die Hungersnot von einst ist dem Stolz gewichen auf das, was zwar mit Hilfe von außen, aber vor allem mit viel eigener, harter Arbeit aufgebaut wurde.

Integrierte Regionalprojekte wie jenes im Antsokia-Tal haben bei World Vision inzwischen Schule gemacht und dienen als Grundmodell für Projekte, die dank regelmäßiger, langfristiger und gezielter Spenden finanziert werden.

Kurt Bangert (Kurt_Bangert@wvi.org)